Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 80 (1971)
Heft: 4

Rubrik: Praktische Krankenpflege

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

AUS EINEM TAGEBUCH: SOLL ICH PFLEGERIN WERDEN?

Ich bin zerstreut. Zu oft schweifen meine Blicke zum hellen Frühlingshimmel. Bereits habe ich Windeln ohne Waschpulver im Automaten gewaschen, und jetzt patschen Marcels Händchen zum drittenmal in den Breiteller, als wollte er sagen: «Warum fütterst du mich heute so unaufmerksam?» Jacqueline ist unheimlich still im Badezimmer. Aha, sie hat sich wie ein Indianer mit Lippenstift vollgeschmiert. Gut, dass meine Madame den Klaps nicht gehört hat!

Drei Jahre sind so lang!

Es war ein verhexter Tag. Am Abend in der Mansarde schämte ich mich meiner Zerfahrenheit. Rührte sie wohl von der Vorfreude auf meinen achtzehnten Geburtstag her? Seit langem ersehnte ich ihn: Er macht es mir möglich, mit der Krankenschwesternlehre zu beginnen. Zugleich fürchte ich mich vor diesem Tag, weil er mir ein neues, schweres Wissensgebiet eröffnet. Ich habe im Haushaltlehrjahr Ernährungstheorie und vieles andere gelernt, ich habe später, hier im Welschland, nach der Hausarbeit und dem Kinderbetreuen Grammatikregeln und Aussprache studiert — und jetzt, jetzt schrecke ich plötzlich ein wenig davor zurück, mich noch während dreier langer Jahre auf die Schulbank zu setzen. Und doch möchte ich in einem Spital arbeiten, möchte Leidenden helfen. Was soll ich nur tun?
Ich ziehe ein Blatt Papier hervor und beginne zu zeichnen. Wenn die Hände basteln, lässt sich leichter denken. Eine Zacke reiht sich an die andere. Das gibt eine Krone für Jacqueline, die sich so gern verkleidet. Es tut mir leid, dass ich sie heute wegen ihrer Lippenstiftschmiererei geschlagen habe. Eine zukünftige Schwester sollte sich besser im Zaum halten können! Ich möchte es versuchen. Und doch . . .

Grossmama, der ruhende Pol in der Familie

Die Mutter von Madame liegt im Spital; nein, nicht mehr im Spital, in einem Pflegeheim. Seitdem ihre Arthritis schlimmer geworden ist und sie sich nach einem Sturz auf der Treppe beide Beine gebrochen hat, ist sie völlig hilflos. Ich habe sie oft bitter vermisst. Wenn die Milch aufstieg, Marcel auf dem Töpfchen Mordio schrie und Jacqueline mir den Farbstift zum Spitzen entgegenstreckte, wenn ich zehn Hände und zehn Portionen Geduld gebraucht hätte — dann erschien sie. Ihr Kasperäffchen schaute über den Rand ihrer Tasche und legte den Finger auf den Mund. Es erzählte von Palmen, von Meerschiffen, vom Zoo. Die Kinder wurden still, und mein Nachtessen wanderte wie von selber auf den Tisch. Alles ging leicht in dieser ungewohnten Ruhe.
Heute ist mein Freitag. Ich will Grossmama, wie sie von allen, auch mir, genannt wird, wieder einmal besuchen und ihr vorlesen.
Ein altes Haus, dieses Pflegeheim, ein wenig bedrückend. Schwerfällig schiebt ein Patient seinen Rollstuhl durch den Korridor. Darin liegt die Zeitung «Sport». Ein klein wenig muss ich lächeln. Der alte Mann lächelt zurück und grüsst freundlich, und die Mauern erscheinen mir nicht mehr so trostlos.

Vor Grossmamas Zimmer muss ich warten. Sie habe die ganze Nacht wach gelegen und schlafe nun, sagt die Oberschwester. Grossmama habe ihr übrigens erzählt, dass ich Schwester werden möchte, fährt sie weiter. Ob ich sie nicht einmal auf einem Arbeitsrundgang begleiten wolle, um ein bisschen die Aufgaben einer Pflegerin kennenzulernen? Sehr gerne. Schon lange habe ich mir gewünscht, hinter die «Kulissen» eines Spitals zu schauen. Wir vereinbaren eine Zeit an meinem nächsten Freitag. Grossmama darf ich nur noch kurz sprechen. Sie ermüdet rasch. Es beeindruckt mich, zu sehen, wie schnell ihre Kräfte in den letzten Monaten abgenommen haben, wie rasch aus einem etwas behinderten, aber durchaus aktionsfähigen Menschen eine hilflose Greisin wurde.

Leben mit Alten und Kranken

Mit leichtem Bangen gehe ich dem Pflegeheim entgegen. Wie verhält man sich gegenüber diesen alten Patienten? Die Oberschwester lässt mir keine Zeit zum Besinnen. Sie hält mir eine weisse Schürze entgegen und öffnet bald die Türe zum ersten Saal. Die letzten Reste des Frühstücks werden abgetragen. Einige alte Frauen dösen, zwei jüngere stricken. Eingehend erkundigt sich die Oberschwester nach dem Fortschreiten der Arbeiten und bewundert die schönen, bunten Farben. Den zwei chronischkranken Frauen tut dieses Lob sichtlich wohl. An alle, welche wach sind, richtet die Schwester ein freundliches, persönliches Wort, was mit einem Lächeln beantwortet wird.
Wir gehen von Saal zu Saal. Da liegen alte Männer mit Zipfelmützen in den Betten, und man muss sehr laut mit ihnen sprechen; dort schlafen Frauen mit eingefallenen Ge-

sichtern und abstehenden Zöpfchen. Im Korridor spricht die Schwester einen Besucher an: Sie teilt ihm mit, dass er bei seiner schwerkranken Frau auf alles gefasst sein müsse. Ich wende mich ab. Sorglos beinahe bin ich hierher gekommen, nicht gefasst auf so viel Hinfälligkeit, Dahindämmern, Warten auf den Tod. Die Oberschwester kommt wieder zu mir. Ich glaube, sie versteht meine Regung. Jedenfalls erzählt sie, dass es hier nicht nur Trauriges gebe, dass den Rüstigeren unter den Patienten allerlei Zerstreuung geboten werde. Zwei Nachmittage in der Woche seien dem Basteln gewidmet. Diese Arbeiten würden jeweils an einem Basar verkauft. Die Männer seien allerdings schwer zu einer solchen Beschäftigung zu bewegen — für sie käme vor allem Weben in Frage. «Ich habe meiner Lebtag geschafft, nun ist es genug», habe letzthin einer gebrummt. Einmal im Jahr werde ein Ausflug organisiert, und einige Rotkreuz-Helferinnen würden sich als Vorleserinnen, als Betreuerinnen jeglicher Art zur Verfügung stellen. Ein wenig Zerstreuung biete auch das Fernsehen. Die meisten Patienten fänden allerdings an dieser modernen Unterhaltung nicht mehr grossen Gefallen. Am meisten Freude bereite ein Besuch aus der Verwandtschaft oder Bekanntschaft. Die Oberschwester blickt mich an. «Lassen Sie sich vom Leid, das Sie bei uns sehen, nicht niederdrücken. Denken Sie daran, dass wir diesen Menschen mit unserer Zuneigung, mit unserer Geduld viel geben können. Sie sind unendlich dankbar für jedes Zeichen von Wärme.»

Im Einsatz

Sie öffnet eine Türe. «Hier können Sie nun eine Weile bei der Pflegearbeit zuschauen.» Sie zieht sich zurück und lässt mich mit einer Schwester, einer Pflegerin und sechs Patientinnen allein. Es sind schwere Fälle. Nur mit zwei Frauen kann man einigermassen sprechen. Anfänglich habe ich Mühe, die undeutlichen Laute zu verstehen. Schliesslich glaube ich das Wort «trinken» zu hören. Ich greife nach dem Schnabelbecher und halte ihn über das Gitterbett.
Ich werde plötzlich an meine Arbeit bei Marcel und Jacqueline erinnert. Säftchen geben, füttern, saubermachen, zureden — lauter Besorgungen, die bei kleinen Kindern und — wie ich nun sehe — auch bei alten Menschen verrichtet werden müssen. Hier braucht die Pflege allerdings grössere Körperkräfte als in der Kinderstube. Brauchte, muss ich sagen. Seit etwa zehn Jahren sind nämlich sogenannte Krane im Einsatz, welche die Patienten aus den Betten heben. Früher mussten die Schwestern diese schwere Arbeit besorgen, was nach einiger Zeit in den meisten Fällen zu einem Rückenleiden führte. So erzählt mir die diensttuende Schwester, während sie eine Frau sorgfältig einpudert. «Wir wollen dadurch das gefürchtete Wundliegen vermeiden», erklärt sie. Die Patientin scheint sich nach der liebevollen Toilette viel wohler zu fühlen. Eine Zimmergenossin klagt, sie möchte jetzt an die Reihe kommen. «Bald, bald», wird sie vertröstet, während unermüdlich Häfen geleert, Betten frisch angezogen und Haare gekämmt werden.

Nach einer viertelstündigen Pause für das Personal wird das Mittagessen verteilt. Nicht alle Patienten sind mehr fähig, den Löffel selber zum Mund zu führen. Sie werden, mit einem Esslatz versehen, «geschöppelt»; das heisst, die Pflegerin gibt ihnen Bissen um Bissen der Speise. Ausgezeichnet duftet der Kartoffelstock mit dem Schweinspfeffer. Ab und zu richtet die Pflegerin ein Wort an ihren Schützling; wahrscheinlich, damit bei ihm nicht das Gefühl des seelenlosen Versorgtwerdens aufkommt. Nun ist das letzte Restchen aufgegessen. Die Pflegerin schichtet das Geschirr zusammen. Die Vormittagsarbeit ist beendet.

Ich suche die Oberschwester auf, um mich zu bedanken und mich zu verabschieden. «Ich hoffe, dass Sie sich vom heutigen Morgen nicht traurig stimmen lassen. Und wenn — vielleicht hilft Ihnen der Gedanke, dass Mitleiden im Mithelfen den schönsten Ausdruck findet.»
Benommen stehe ich auf der Strasse. Ich glaube in eine andere Welt zu treten: Farben, Bewegung, Lärm. Nachdenklich kehre ich nach Hause zurück . . .

Das Bild der Alten lässt mich nicht mehr los. Ich erkundige mich genauer nach den Ausbildungsmöglichkeiten.
Soll ich mich anmelden? Soll ich nicht? Ich gehe nun oft zu Grossmama. Sie freut sich über jeden Besuch. Man merkt es, auch wenn sie oft schweigt. Ich lasse mich nicht mehr bedrücken von der gedämpften Atmosphäre dieses Hauses. Denn hier, gerade hier, sind der Möglichkeiten, kleine Freuden zu bereiten, unendlich viele.

Gestern habe ich einen modernen Film gesehen. Ausgezeichnet photographiert, ausgezeichnet gespielt. Ob er die heutige Jugend darstellen will, den unbeteiligten Zuschauertypus, sexuellbesessen, liebesunfähig? Wie so oft sehe ich wieder die Gesichter der alten Menschen vor mir, auch die Gesichter der Schwestern und der Pflegerinnen. Ich bin mit dem Film nicht einverstanden. Die meisten von uns sind nicht so.

(«Schaffhauser Nachrichten», 5. April 1968)